

Harzwanderungen

Paul Scraton

Harzwanderungen

*Auf Heines Spuren
durch den deutschen Wald*

Aus dem Englischen von Ulrike Kretschmer



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Prolog 7

- 1 Die Geister von Göttingen 9
- 2 Hinunter zum Fluss 33
- 3 Narben in der Landschaft 57
- 4 Die Geschichten, die wir gehört haben 81
- 5 Über den Pass und in den Berg 105
- 6 Stimmungsmusik 131
- 7 Der deutsche Berg 155
- 8 Auf dem Brocken 179
- 9 Sirenengesang 205

Epilog: In Weimar 229

Anmerkungen 243

Ausgewählte Literatur 249

Sonstige Quellen 254

Prolog

In einer der Hallen des alten Berliner Flughafens Tempelhof war vor Kurzem eine Ausstellung zu sehen, die Künstlerinnen und Künstler aus ganz Europa umfasste und Aspekte der Vielfalt und Einheit im zweiten Jahrzehnt des einundzwanzigsten Jahrhunderts beleuchtete. In der Mitte der Halle befand sich eine Installation, eine Art dreidimensionale Kombination aus Gemälde und Skulptur von Anselm Kiefer. Sie trug den Titel »Winterreise« und bot Einblick in einen gefrorenen Wald mit schneeverwehten Bäumen und morschen Eichenstümpfen, mit riesigen Pilzen und einem ausrangierten, verrosteten Bett, auf dem eine herrenlose Maschinenpistole lag. Mit seinem Kunstwerk wollte Kiefer die französisch-deutsche Historie erkunden: Die Geschichten in Kiefers Winterwald erzählen davon, wie Gefühl, Empfindung und Romantik zu Militarismus und Gewalt führen können. In Kiefers Wald gehen die Geister derjenigen um, die unter seinem Blätterdach leben und deren Namen hier und dort eingeritzt sind. Tieck und von Eichendorff. Novalis und Ulrike Meinhof. Und ganz hinten, zwischen Fichte und Lord Byron: Heinrich Heine.

Im Laufe seiner Karriere kehrte Anselm Kiefer immer wieder zum deutschen Wald zurück, wobei ihm Heinrich Heine oft Gesellschaft leistete. Und in diesem Geiste machte auch ich mich auf meinen ganz eigenen Weg durch die Bäume, reiste mit Heine in den Harz und hielt mich dabei so dicht wie möglich an die Route, die er in seiner *Harzreise* unsterblich gemacht hat. Heine war in den rund zehn Tagen, in denen ich ihm in seinen Fußstapfen folgte, mein beständiger Begleiter, doch gab es sowohl vor

als auch nach uns viele, die den deutschen Wald bereisten. Und so ist meine Harzwanderung wie jeder Waldspaziergang, der etwas auf sich hält, voller Umwege und Abschweifungen – manche zufällig, manche erzwungen, manche ganz und gar absichtlich. Dieses Buch erzählt von einer Wanderung, von Bewegung, und davon, was unterwegs zu finden ist, was dieser unser Wald unter seinem Kronendach birgt und welche Geschichten er bereithält.

Paul Scraton, Weimar und Berlin, Juli 2021

Die Geister von Göttingen

An einem strahlenden Herbsttag raste der Zug nach Süden in Richtung Göttingen. Eine Zeit lang verliefen die Gleise parallel zum flachen Wasser der Leine, wo sich das Licht auf den winzigen Wellen fing, die sich in der leichten Brise über die Oberfläche des Flusses kräuselten. Am Ufer ließen Weiden ihre Äste hängen, als reichten sie dem Wasser die Hand. Beim Blick zurück aus dem Zugfenster, das Tal hinunter, zeichnete das schmale Band der Bäume, die den Fluss säumten, seinen Lauf nach; wie Wächter standen sie zu beiden Seiten zwischen den Schienen und den Feldern, die sich in sanftem Anstieg zu den niedrigen Hügeln hinaufzogen. Auf der anderen Seite des Waggons waren die Hügel steiler und bewaldet. Ein erster Hinweis darauf, was unsichtbar – noch zumindest – in der Ferne lag. Der Zug raste nach Süden in Richtung Göttingen, neben dem Fluss und einem Weg her, der für Radfahrer asphaltiert worden war und auf dem ich am nächsten Morgen meine Reise beginnen wollte.

Am Stadtrand von Göttingen wurde der Zug langsamer. Reisende standen von ihren Sitzen auf, um ihr Gepäck zusammenzusuchen, die Felder und bewaldeten Hänge vor dem Zugfenster waren Outlet- und Shoppingcentern, einem Schrottplatz und Supermärkten gewichen. Auf einer verstopften Hauptstraße staute sich an einer Ampel der Verkehr, über der Szene türmte sich ein Wohn-

hochhaus auf und verdeckte die Sonne. Auch im Zug staute es sich; wir reihten uns im Gang vor der Tür auf, während die Waggons am Bahnsteig allmählich zum Stillstand kamen. Die meisten meiner Mitreisenden waren jung und mit Gepäck beladen: Rucksäcke auf der Ablage über den Köpfen der Passagiere, riesige Rollkoffer auf den Gepäckregalen im Einstiegsbereich. Überwiegend Studenten, dachte ich, die das erste Mal in die Stadt kamen oder rechtzeitig zum neuen Semester zurückkehrten.

Im Gedränge vor dem Bahnhofseingang genossen die Leute in ihrer Mittagspause die Sonne. Sie aßen Sandwiches, checkten ihre Smartphones und suchten Schatten unter Bäumen, die so ausladend und alt waren, dass sie aus einer Zeit zu stammen schienen, lange bevor es einen Bahnhof oder die Gleise gegeben hatte, die ihn mit dem Rest der Welt verbanden. Unter einem der Bäume, neben einem Trio aus Fahrrädern, die in aller Eile von zu einem Zug hastenden Menschen dort abgestellt worden waren, saß eine Frau mit im Schoß verschränkten Händen, die Augen geschlossen, als sei sie in Gedanken versunken.

Sie war nicht real. Nicht mehr. Ihr Name war Frau Charlotte Müller, so stand es eingraviert auf dem Steinsockel, auf dem sie saß. Sie war die älteste Marktfrau der Welt¹ – wortwörtlich in Stein gemeißelt. Sie hatte den Reisenden Süßigkeiten und Obst verkauft, als es noch keinen Kiosk am Bahnhof gegeben hatte. Einen Platz im Buch der Rekorde und eine Statue unter einem alten, knorrigen Baum hatte sie bekommen, weil sie mit fünf- undneunzig Jahren noch immer ihre Waren feilgeboten hatte. Manchmal werden wir eines einzigen Augenblicks der Inspiration, eines einzigen Erfolgs wegen berühmt. Manchmal, wenn wir lange genug ausharren, wird unsere Hartnäckigkeit belohnt. Die Statue war zwei Jahre nach Charlottes Tod aufgestellt worden. Nach der langen Zeit, die Frau Müller vor dem Bahnhof auf und ab gegangen war, hatte die Stadt ohne sie wohl nicht auskommen können. Sie ist einer der Geister von Göttingen und heißt den Reisenden bei seinen ersten Schritten in die Stadt auf ewig willkommen.

Ich schrieb Charlottes Namen in mein Notizbuch. Als Gedächtnisstütze. Hin und wieder, insbesondere an neuen und unvertrauten Orten, ist es leichter, die Geister, nicht die derzeitigen Einwohner zu erreichen. Die Geister haben nur ihre Geschichten zu erzählen, die Einwohner haben ein Leben zu führen. Der Spaziergänger streift durch eine Stadt oder ein Dorf bis zum Rand der Stadt oder zu einem kleinen Weiler in den Hügeln, wobei Begegnungen mit realen Menschen dem Zufall überlassen sind. Im Gegensatz dazu sind Charlotte und ihresgleichen stets zugegen und warten auf alle, die da kommen mögen, zu welcher Tages- oder Nachtzeit auch immer.

Und so sagen wir uns, sie seien der Schlüssel zur Geschichte, eine Abkürzung zum Verständnis des Ortes, an dem wir uns befinden. Sie warten vielleicht als Statue oder als Gedenktafel an einer Mauer. Als Grabstein auf dem Friedhof oder als Worte, vor langer Zeit geschrieben und doch neu zu lesen in frisch gedruckten Büchern. Sie warten auf uns in den Geschichten, die wir hören und die von Generation zu Generation weitergegeben, wiederholt und stets aufs Neue erzählt werden. In den Steinsockel, auf dem Charlotte kniend sitzt, können nicht allzu viele Worte eingraviert werden, aber das spielt keine Rolle. Wir haben trotzdem sofort Zugang zu ihrer Geschichte. Wir können sie abrufen und in Händen halten.

Auf der nächstgelegenen Bank hatte eine Frau ihr Sandwich aufgegessen und stand auf, um zu gehen. Ein älterer Mann blickte immer noch hochkonzentriert auf sein Smartphone. Ich hätte sie nach ihrer Geschichte fragen können, doch warum hätten sie sie mir erzählen sollen? Selbst wenn ich ihnen gesagt hätte, was ich vorhatte?

Vor allem wenn ich ihnen gesagt hätte, was ich vorhatte.

An der Rezeption des Hotels probierte ich es zum ersten Mal aus. Der Frau, die mich eincheckte, waren schon mein Rucksack, die an seiner Seite festgemachten Wanderstöcke und die schweren

Stiefel an meinen Füßen aufgefallen. Sie hatte all das bemerkt und fragte trotzdem.

»Sind Sie mit dem Auto angereist?«

Es war schlicht eine Frage, die sie auf der Liste in ihrem Kopf abhaken musste. Es war Teil des Protokolls.

Ich schüttelte den Kopf und erzählte ihr stattdessen, was ich vorhatte. Dass ich mich am nächsten Morgen auf eine Wanderung in den Fußstapfen Heinrich Heines begeben wollte. Dass ich der Leine bis nach Northeim folgen und mich dann in die Hügel aufmachen wollte, durch Ortschaften hindurch und in Bergwerke hinunter, bevor es schließlich ganz nach oben auf den Brocken hinauf ging. Und dass ich danach, wenn ich es geschafft hatte, nach Hause, nach Berlin zurückkehren, mich hinsetzen und darüber schreiben wollte.

Die Frau sah kurz vom Bildschirm ihres Computers auf. Klickte mit der Maus. Nein, keine Anreise mit dem Auto.

»Ein Frühstücksbüfett gibt es derzeit aufgrund der aktuellen Maßnahmen leider nicht«, fuhr sie fort. »Sie können sich morgen früh an der Rezeption aber ein Frühstückspaket abholen und es auf Ihrem Zimmer essen. Sie müssen mir nur sagen, ob Sie Tee oder Kaffee dazu haben möchten ...«

Auf der Weender Straße rangen Vergangenheit und Gegenwart um Aufmerksamkeit. Auf der zur Fußgängerzone umgewandelten Straße ließ es sich insbesondere im warmen Herbstsonnenschein angenehm schlendern. Letzterer fühlte sich wie eine Zugabe an, ein Verweilen des Sommers, das zu genießen alle an diesem Tag in Göttingen anscheinend entschlossen waren. An der gesamten Straße entlang, die hauptsächlich aus Fachwerkhäusern mit Geschäften im Erdgeschoss bestand, drängten sich die Menschen im Außenbereich der Cafés, solange auch nur ein Sonnenstrahl auf ihm landete. Eisdieleen und Bäckereien, Restaurants und Bars.

Die meisten der Läden trugen Namen, die man auf den Hauptgeschäftsstraßen in ganz Deutschland finden kann, doch gab es

auch Hinweise, die das Interesse des Besuchers weckten. Die Menschen, die hier umherbummelten, waren jung, wie meine Mitreisenden im Zug. Schließlich ist Göttingen eine Universitätsstadt. Und an der Straße, auf den öffentlichen Plätzen der Stadt und über unseren Köpfen, wo die Geschäfte aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert den Fachwerkkonstruktionen aus dem Mittelalter Platz machten, warteten noch einige weitere Geister von Göttingen darauf, entdeckt zu werden.

Vor dem Rathaus stand das Gänseliesel mit dem namengebenden Vogel auf seinem Brunnen und wartete auf die Blumen der Studenten oder den Kuss derjenigen, die ihre Doktorprüfung geschafft hatten. Ich hatte die Geschichte vom Gänseliesel und seinem Brunnen gelesen, bevor ich nach Göttingen gekommen war. Es war eine jener zeitlosen Geschichten, die Geschichte einer Tradition, die es bestimmt schon vor zweihundert Jahren, zu Heines Zeit als Student in der Stadt gegeben hatte. Aber wie so viele Traditionen wurde auch diese in deutlich jüngerer Zeit erfunden, als wir vielleicht denken. Die Statue wurde 1901 errichtet. Ein Wettbewerb war zur Gestaltung des Brunnens ausgeschrieben worden, und während die Stadtältesten einen prachtvolleren Entwurf vorgezogen hätten, bestanden die Einwohner von Göttingen auf dem Mädchen mit dem Draht zum einfachen Volk. Nicht lange danach begannen die Studenten mit dem Blumenbringen und Küssen. Wie man sieht, braucht es nicht viel, um eine Tradition zu begründen, sie zeitlos wirken zu lassen.

Als ich dem Gänseliesel begegnete, war es nicht geschmückt – weder Blumen noch Küsse gab es, als ich mich auf dem Platz aufhielt. Vielleicht war es noch zu früh im Semester. Dennoch repräsentierte das Mädchen Göttingen jetzt. Die geliebte Tochter der Stadt zierte die Cover unzähliger mehrsprachiger Reiseführer, die in einem Buchladen in der Nähe zum Verkauf standen. Sie war *das* Motiv auf den Postkarten, Aschenbechern und Bierkrügen am Souvenirstand und an dem Tag, an dem ich in Göttingen ankam,

ein Dutzend Jahrzehnte, nachdem man sie auf dem Platz vor dem Rathaus aufgestellt hatte, Göttingens Hauptattraktion auf Trip-Advisor.

Ich ging weiter. An der Kreuzung Weender Straße, Prinzenstraße und Theaterstraße stieß ich auf den »Nabel« der Stadt, eine Bronzeskulptur, die sich ebenfalls unter den Top Ten auf Trip-Advisor befand, und ein Ort, an dem sich der müde und ermattete Einkäufer zu Füßen eines tanzenden Paares und dessen Kind eine Weile ausruhen kann. Die Skulptur soll für das menschliche Miteinander stehen, warf für mich auf den ersten Blick aber mehr Fragen auf, als sie Antworten gab, vor allem an einem Nachmittag, an dem niemand in der Nähe war, um Musik zum Tanz zu machen. Was ging hier vor sich? Wer waren die Figuren? Ging es hier um eine Demaskierung oder einen Verschleierungsversuch? Tanzten oder rangen die Figuren miteinander?

Ein paar Schritte weiter weg stand ein Mann und fotografierte die Skulptur. Er kämpfte sichtlich mit dem Licht, da die Sonne mittlerweile tief am Himmel stand. Ich fragte ihn, was die Skulptur seiner Meinung nach bedeutete. Was sie uns sagen wollte.

Er zuckte mit den Schultern.

»Ich finde sie einfach schön«, antwortete er.

Ich fragte weiter, ob er aus Göttingen komme, aber natürlich tat er das nicht. Kein Einheimischer würde eine Skulptur fotografieren, an der er jeden Tag vorbeimüsste. Höchstens dann, wenn etwas passiert wäre, wenn jemand etwas mit Göttingens Nabel getan hätte, das ihn auffälliger gemacht, aus der Unsichtbarkeit der Vertrautheit hätte ausbrechen lassen. Doch das war an diesem Tag nicht geschehen. Ich hatte das Gefühl, der Mann und ich waren die einzigen Menschen, die der Skulptur mehr als nur einen flüchtigen Blick schenkten.

In einer Universitätsstadt wie Göttingen – und das trifft auf Universitätsstädte vielleicht mehr als auf die meisten anderen Städte zu – kommen viele der Menschen, die mit der langen Geschichte

des Ortes verbunden sind, ursprünglich nicht von dort. Ihre Namen sind an der Weender Straße und anderen Stellen festgehalten, in der Regel auf schlichten Tafeln im Erdgeschoss oder ersten Stock des Gebäudes, in dem sie einmal gewohnt haben. Es sind die Namen der zahlreichen Studenten und Professoren, die sich vorübergehend in der Stadt aufgehalten haben, die Namen von Ägyptologen, Ärzten, Astronomen, Musikern, Dichtern und Schriftstellern. Auf der Weender Straße mit ihrem Defilee an ebenerdigen Ladenfronten muss man sich schon gehörig den Kopf verdrehen, um sie zu erspähen.

Während ich weiterschlenderte, fragte ich mich, auf wen diese Reihe berühmter und weniger berühmter Namen wohl abzielte. Waren sie ein interessantes Detail für jemanden wie mich, der seinen Reisegefährten, hätte er denn einen, am Ärmel zupfen und sagen könnte, »Oh, sieh mal ... Alexander von Humboldt«? Vielleicht sollte sie aber auch die Erstsemester inspirieren, die mit einem Blumenstrauß in der Hand auf dem Weg zum Gänseliesel waren – als Erinnerung an die Geisteskraft und Talente derjenigen, die vor ihnen in Göttingen gelebt und gearbeitet hatten.

Vor meiner Abreise aus Berlin hatte ich eine Adresse in mein Notizbuch gekritzelt. Als ich in Göttingen dann vor der Weender Straße 50 stand, sah ich mich einer Filiale des Fast-Food-Fischrestaurants Nordsee gegenüber, die sich mittlerweile unter der Wohnung befand, die Heinrich Heine 1825 nach seiner Harzreise im Herbst des Vorjahres bezogen hatte. Von dieser dreimonatigen Wanderung hielt Heine nur einen kleinen Teil in seiner *Harzreise* fest. Er arbeitete an dem Text, als er in der Weender Straße wohnte, erschienen ist der Reisebericht in mehreren Fortsetzungen erstmals im Januar und Februar des Jahres 1826 in der Zeitschrift *Der Gesellschafter*. Zu dieser Zeit hatte Heine sein Studium beendet und sowohl der Weender Straße als auch Göttingen für immer den Rücken gekehrt.

Ich fotografierte das Haus und widerstand der Versuchung, mir ein Fischbrötchen zu kaufen. Stattdessen ging ich weiter. In den

kommenden Tagen würde Heine mein Begleiter sein, in Göttingen aber buhlten noch andere um meine Aufmerksamkeit. Ein kurzes Stück die Straße hinunter, und erneut erreichte mich ein Ruf von den oberen Stockwerken eines schmucken Gebäudes aus, das dieses Mal mit einem Kleidergeschäft im Erdgeschoss aufwartete. Ich hatte Samuel Taylor Coleridge in Göttingen zwar nicht erwartet, hätte aber andererseits auch nicht allzu überrascht sein dürfen. Denn auch die englischen Romantiker waren langen Spaziergängen in den Wäldern Mitteldeutschlands durchaus nicht abgeneigt gewesen.

Coleridge lebte 1799 in der Weender Straße, ins Land gekommen war er gemeinsam mit William und Dorothy Wordsworth mit dem Dampfschiff vom englischen Yarmouth aus. Bevor es nach Göttingen ging, verbrachte Coleridge vier Monate in Ratzeburg, um so gut Deutsch zu lernen, dass er sich an der Universität für Seminare einschreiben konnte; indes zogen die Wordsworths weiter nach Goslar, eine Stadt am Rande des Harzes und für die gesamte Zeit, die sie aus England fort waren, ihr Stützpunkt. Es war der kälteste Winter des achtzehnten Jahrhunderts, worüber sich sowohl Coleridge als auch die Wordsworths in ihren Briefen in die Heimat beschwerten.

Die einzigen Bemerkungen, die sich mir aufdrängten, schrieb Coleridge später, waren die, dass es kalt war, sehr kalt. Entsetzlich kalt.²

Vielleicht hatte Coleridge deswegen die Zeit, die Sprache so schnell zu lernen, dass er kaum ein Jahr später imstande war, Schiller zu übersetzen.

In Göttingen hauste Coleridge zunächst in einer Unterkunft, die er als »verdammtes Dreckloch« beschrieb, bevor er in die Weender Straße zog. Er besuchte Vorlesungen, verbrachte aber den Großteil seiner Zeit – acht bis zehn Stunden am Stück – in der Bibliothek, wo er sich intensiv auf alle möglichen Studienthemen

konzentrierte. Am meisten jedoch interessierte sich Coleridge für das Werk Lessings, über ihn wollte er ein Buch schreiben.

Für Coleridge bedeutete Göttingen etwas, das er in England anscheinend nicht hatte finden können. Aufklärung. Toleranz. Freie Meinungsäußerung. Religionsfreiheit. Er kehrte mit einer neuen Sprache nach Hause zurück und mit einigen neuen Ideen, wie er in der eigenen Sprache schreiben könnte – dazu angeregt teilweise durch Wanderungen, die er im Mai und Juni 1799 in den Harz unternommen hatte. In seinen Briefen nach England prägte er Ausdrücke, die ihren Weg nicht nur in Coleridges Gedichte, sondern in die englische Sprache allgemein fanden. Vor Heine, aber nach Goethe, erklimmte Coleridge den Gipfel des Brocken sogar zwei Mal.

*Ich stand auf des gewalt'gen Brocken Gipfel,
Sah Wald auf Wald und Berg auf Berg gehäuft,
Ein wogend Bild, nur durch die blaue Ferne
Begrenzt.*

*I stood on Brocken's sovran height, and saw
Woods crowding upon woods, hills over hills,
A surging scene, and only limited
By the blue distance.*

Später im Gedicht – »Zeilen, geschrieben in Elbingerode nach einer langen Wanderung in den Wäldern und über die Hügel«³ – führten Coleridges Feder und Vorstellungskraft ihn hinter den Horizont an Englands »Gestade und türmend weiße Klippen«; sie verbanden die beiden Landschaften im Vers miteinander und lassen ahnen, welchen Einfluss die Monate in Deutschland nicht nur auf Coleridges Werk, sondern auch auf das des in Goslar tätigen Wordsworth haben sollten. Und so spielten Wald auf Wald und Berg auf Berg eine kleine, aber entscheidende Rolle bei der Entwicklung der englischen Romantik.

Ich folgte dem Weg, den Coleridge von seiner Unterkunft in der Weender Straße zu den Befestigungsanlagen genommen hätte, wo bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Stadtmauern gestanden hatten. Zu Coleridges Zeit in Göttingen war der Wall wie heute ein beliebter Ort für Spaziergänge gewesen, da er sich über die Straßen der Stadt erhob und den Blick über die Dächer im Zentrum freigab.

Coleridge spazierte gern abends gemeinsam mit Freunden auf dem Wall, einer Mischung aus englischen und deutschen Studenten, die meist jünger waren als er. Sie setzten sich unter die Bäume und sprachen über das, was sie an diesem Tag in den Vorlesungssälen und in der Bibliothek gelernt hatten. Als ich dort spazieren ging, konnte ich ebenfalls einige Paare und kleine Gruppen sehen, die sich mit ihren Büchern und Bierflaschen auf Bänken oder im Gras zwischen den Bäumen niedergelassen hatten, während mir in der herbstlichen Nachmittagsluft der Rauch von Zigaretten und Marihuana penetrant in die Nase stieg.

Einen solchen Abend habe ich nie zuvor erlebt, schrieb Coleridge über seine Erfahrungen auf einer Studentenparty. Gebrüll, Küsse, Umarmungen, Raufereien, an die Wand geworfene Flaschen und Gläser. Eine solche Szene des Aufruhrs habe ich noch nie gesehen, noch nicht einmal an der Universität in Cambridge ...⁴

Unweit des Bahnhofs verließ ich den Wall und folgte der Hauptstraße, die aus dem Stadtzentrum führte, über die Gleise und den Fluss hinweg in Richtung Autobahn. Der Verkehr strömte einige Zeit vor der Rushhour aus Göttingen hinaus, zwischen einer Aufreihung von Supermärkten, Tankstellen und Autohäusern auf der einen und einer Backsteinmauer mit hohen Bäumen dahinter auf der anderen Seite.

Kurz nachdem ich den Stadtfriedhof mit seinen breiten, beschatteten Wegen zwischen gepflegten Rasenanlagen betreten

hatte, drang der Straßenlärm durch die Abschirmung der Bäume und der Friedhofsmauer nur noch gedämpft zu mir. Mit jedem Schritt, der mich tiefer in den Friedhof hinein und von der Straße wegführte, konnte ich den Gesang der Vögel und die leisen Stimmen eines Paares, das mit Gießkannen in der Hand an einem Grab stand, besser hören. Der Friedhof erstreckte sich großflächig zwischen Straße und Bahngleisen, jenseits der alten Stadtmauern und der Leine, eröffnet worden war er im Jahr 1881. Seit damals war er für über vierzigtausend Seelen zur letzten Ruhestätte unter den Blätterdächern der Bäume geworden, die sich mir in herbstlicher Farbenpracht zeigten.

Ich war auf der Suche nach einem ganz bestimmten Grab, das ich nach etwa zwei Dritteln des Wegs durch den Friedhof auch fand, in Hörweite jetzt der Züge, die auf der anderen Seite der Friedhofsmauer in den Bahnhof ein- und wieder aus ihm hinausfuhren. Ein schlichter Stein markierte das Grab.

FRIEDRICH CARL
ANDREAS
GEB. 14. APRIL 1846
GEST. 4. OKT. 1930

Friedrich Carl Andreas war 1903 nach Göttingen gezogen und hatte den Lehrstuhl für Westasiatische Sprachen an der Universität inne. Doch es war nicht Friedrich, dessentwegen ich gekommen war; auf dem Grabstein steht ein weiterer Name, eine weitere Gravur, die dem vorüberstreifenden Besucher sogar noch weniger Informationen liefert. Weder Nachname noch Geburtsdatum. Auch kein Sterbedatum. Lediglich drei Buchstaben, wie von Hand geschrieben oder nachträglich eingraviert.

Lou

Sieben Jahre nach dem Tod ihres Mannes, mit dem sie von 1887 bis 1930 verheiratet war, aber zölibatär zusammengelebt hatte, schloss sich Lou Andreas-Salomé ihm auf dem Stadtfriedhof Göttingen an, wovon nur ihr Vorname auf dem Grabstein zeugt. Die Psychoanalytikerin und ausgesprochen produktive Schriftstellerin war lange Zeit für ihre Freundschaften mit Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud, Paul Rée und Rainer Maria Rilke bekannt. Tatsächlich war es Lou Andreas-Salomé, die Rilke dazu überredete, seinen Vornamen René in das maskulinere Rainer zu ändern, und Freud war so beeindruckt von ihrer Arbeit, dass er sie die »Dichterin der Psychoanalyse«⁵ nannte.

Allerdings ist Lou Andreas-Salomé weit mehr als nur die Summe ihrer Beziehungen zu berühmten Männern. Sie wurde 1861 in St. Petersburg geboren, studierte in Zürich an einer der zu dieser Zeit wenigen europäischen Universitäten, die auch Frauen zuließen, und wurde eine der ersten Psychoanalytikerinnen überhaupt. Als bedeutende Schriftstellerin widmete sie sich Themen wie der weiblichen Psychologie und Sexualität, dem Erotischen, der Geschlechterdifferenz und dem Glaubensverlust. Mit ihrer Arbeit nahm sie großen Einfluss auf feministische Bewegungen zu ihren Lebzeiten und darüber hinaus. Daneben schrieb sie Memoiren, Romane und Gedichte, beispielsweise das »Lebensgebet«, das später zur Grundlage von Friedrich Nietzsches »Hymnus an das Leben« werden sollte.

*Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, Rätselleben –
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
Ob du mir Glück, ob Schmerz gegeben.⁶*

Viel von Lou Andreas-Salomés Geschichte kann über die Freundschaften erzählt werden, die sie pflegte. Den Großteil der Menschen, mit denen sie befreundet war, überlebte sie. Am Ende ihres Lebens wohnte sie in ihrem Haus am Rand von Göttingen